GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?

Opitz-Belakhal, Claudia

2008

https://doi.org/10.25595/1058

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Opitz-Belakhal, Claudia: *„Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 19 (2008) Nr: 2, 31-49. DOI: https://doi.org/10.25595/1058.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2008.19.2.31

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

„Krise der Männlichkeit" – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?

Claudia Opitz-Belakhal

Die Männerforschung ist seit etwa 15 Jahren ein mehr oder weniger selbstverständlicher Teilbereich der historischen Geschlechterforschung. Sie geht von dem Grundsatz aus, dass Männlichkeit, männliche Identitäten und männliche Rollen keine überhistorischen festen Größen sind, sondern historisch vielfältig und wandelbar. Dabei wird Männlichkeit, wie Weiblichkeit, als relationale Kategorie verstanden; beide sind nur in gegenseitiger Abhängigkeit beziehungsweise vergleichend zu erschließen und definierbar. Ob sie allerdings immer komplementär zu denken sind, wie dies Thomas Kühne in seiner programmatischen Einführung zum Sammelband „Männergeschichte – Geschlechtergeschichte"[1] behauptet, wäre erst noch zu prüfen. Dies gilt möglicherweise nur für moderne westliche Geschlechterkonzepte und wohl nicht für ältere, auch nicht für außereuropäische oder nicht-westliche Verhältnisse, denn schon länger geht die historische Geschlechterforschung davon aus, dass sich der dichotomische Gegensatz von ‚männlich' und ‚weiblich' im Okzident erst im Kontext der Aufklärung und der modernen Geschlechterordnung etablierte.[2] Immerhin weist Kühne bereits darauf hin, dass die dichotomische Definition der „Geschlechtscharaktere" ein ideologisches Konstrukt, ein Ordnungsprogramm des späten 18. Jahrhunderts darstellt, das nicht einfach als Realität genommen werden darf, sondern kritisch durchleuchtet, kontextualisiert und historisiert werden muss.[3] Zudem ist in den letzten Jahren die Frage stärker in den Mittelpunkt des Interesses getreten, wie sich (männliches) Geschlecht und Klassenzugehörigkeit, ethnische oder religiöse Gruppenzugehörigkeit und sexuelle Orientierung etc. zueinander verhalten.

1 Thomas Kühne, Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: ders. Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M. 1996, 7–30, 12.

2 Vgl. dazu Claudia Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte, Tübingen 2005, bes. Kap. II. 1.

3 Kühne, Männergeschichte, wie Anm. 1.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Die Frage, wie sich soziale und kulturelle Wandlungsprozesse auf diese vielfältigen Orientierungen und Hierarchisierungen auswirken, wurde bislang allerdings noch vergleichsweise wenig diskutiert.[4] Welche Verbindung gibt es zwischen größeren gesellschaftlichen Wandlungsprozessen oder gar Umbrüchen im Blick auf die Genese, Entfaltung und Veränderung von Männlichkeitskonzepten – und welche Einflüsse haben gegebenenfalls solche Konzepte auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse und Umbrüche?

In seinen Forschungen über diverse Erscheinungsformen von ‚Männlichkeit(en)' hat immerhin vor einigen Jahren der australische Forscher Robert Connell den Versuch gemacht, Wandlungsprozesse in den Geschlechterbeziehungen mit Blick insbesondere auf Männlichkeitsbilder und -normen knapp zu umreißen.[5] Er sieht signifikante Einschnitte vor allem am Ende des Mittelalters mit der Entstehung des Frühkapitalismus im 15. Jahrhundert, der beginnenden kolonialen Expansion Europas und schließlich der Reformation und dem von ihr propagierten Ehe- und Geschlechtermodell. Im Weiteren konstatiert er die Etablierung eines „hegemonialen" Männlichkeitsmusters um 1800, das durch eine klare Geschlechterdichotomie, eine wachsende Homophobie und schließlich eine Etablierung bürgerlich-kapitalistischer Werte und Praktiken charakterisiert sei, wie etwa die Dominanz ehelicher Heterosexualität, eine von Vernunft beziehungsweise ökonomischem Denken geprägte männliche Charakterstruktur, ja, überhaupt die Vorstellung von einer „Art von Person, deren geschlechtsbedingter Charakter die Grundlagen für ihre Handlungen bildet", sowie die enge Verbindung von Patriarchat und Kolonialismus oder Imperialismus.[6] Dass Connell, der kein Historiker, sondern Soziologe ist, hier lediglich sehr oberflächlich und verkürzt die ‚große Erzählung' von der Genese moderner (implizit: männlicher) Individualität und der ökonomischen und politischen Dominanz des Okzidents über den ‚Rest der Welt' reproduziert, der sowohl die räumliche wie die zeitliche Differenzierung fehlt, hat schon Martin Dinges neulich festgestellt.[7] Dinges möchte dennoch Connells Konzept der

4 Einen Versuch in diese Richtung stellt Wolfgang Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1400–2000), Wien 2004, dar; einen weiteren George L. Mosse, Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt a. M. 1997. Beide konzentrieren sich auf das westliche Europa und die USA und berücksichtigen kulturelle Minderheiten nur am Rande (höchstens jüdische ‚Männlichkeiten' tauchen hier noch auf). Etwas intensiver ist die Historiographie im anglo-amerikanischen Raum, wo allerdings die Kombination von ‚Rasse' und Geschlecht dominiert; vgl. dazu die Literaturübersicht bei Toby L. Ditz, The New Men's History and the Peculiar Absence of Gendered Power: Some Remedies from Early American Gender History, in: Gender and History, 16, 1 (2004), 1–35.

5 Vgl. Robert W. Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 1999; ders., Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics, Cambridge 1987; ders., The State, Gender and Sexual Politics: Theory and Appraisal, in: Theory and Society, 19 (1990), 507–544.

6 Connell, Mann, wie Anm. 5, 207f.

7 Vgl. Martin Dinges, ‚Hegemoniale Männlichkeit' – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: ders. Hg., Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. 2005, 7–33.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

„hegemonialen Männlichkeit" und ihrer Genese nicht einfach verwerfen, sondern vielmehr optimieren. Er schlägt deshalb eine Differenzierung in ein dreistufiges Modell von „Leitbilder[n] von Männlichkeiten sowie die dadurch angeleiteten Praktiken" vor: Die erste Stufe enthält „Modelle ‚dominanter Männlichkeit', die weder zwingende Bezüge auf Heterosexualität enthalten, noch den Anspruch erheben, dass sie auf Männer aller Stände oder Schichten übertragbar sind". Auf der zweiten Stufe sieht Dinges „Modelle ‚hegemonialer Männlichkeit', die Heterosexualität für alle Lebensphasen normativ vorgeben und zumindest für Oberschichten – ggf. auch schon für obere Mittelschichten – generalisierbar sind" und die insbesondere für europäische Kulturen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit Geltung beanspruchen können (und die Dinges deshalb als „frühmoderne hegemoniale Männlichkeiten" bezeichnen würde) – und schließlich, auf der dritten Stufe, die „moderne hegemoniale Männlichkeit" im Sinne Connells, die „zusätzlich zu den oben genannten Bedingungen die wissenschaftliche Fundierung in der Biologie sowie die tatsächliche massive Popularisierung des Modells ... beinhaltet, die ‚Hegemonie' erst im Sinne des Funktionierens moderner Gesellschaften ermöglichen."[8]

In ähnlicher Weise strukturiert und differenziert auch Wolfgang Schmale die Geschichte von Männlichkeiten in Europa, fügt aber noch eine vierte Variante an, nämlich die der „polymorphen Männlichkeit" in den zeitgenössischen westlichen Gesellschaften, denen das „hegemoniale" Modell gleichsam abhanden gekommen sei, weil durch Migration und gesellschaftlichen Wandel die Gesellschaften weder homogen seien, noch homogen gedacht werden könnten – auch und gerade mit Blick auf Geschlechterrollen, -bilder und -praktiken.[9] Schmale strukturiert infolgedessen seine Darstellung zur Geschichte der Männlichkeit in Europa entlang solcher „hegemonialer Modelle von Männlichkeit", etwa dem Magier als Männlichkeitsmodell in der kosmologisch begründeten ständischen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts, Heroen und Liebhaber in der Zeit der Hof- und Konsumgesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts und schließlich des hegemonialen Männlichkeitsmodells der bürgerlichen Gesellschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Gestalt des (heterosexuellen) Bürgers, Ehemanns und Soldaten, bevor er auf die Auflösung dieses starren Modells in der „postmodernen" Gegenwart zu sprechen kommt.

Folgen die bislang knapp skizzierten Entwürfe mehr oder weniger deutlich den ‚klassischen' historischen Einschnitten und Periodisierungen – wenn auch nicht ohne Mühe und Widersprüchlichkeiten –, so suggerieren sie gleichzeitig die vorrangige Bedeutung von sozioökonomischen und bestenfalls soziokulturellen Wandlungsprozessen für die Genese und Gestaltung von Geschlechterrollen und -modellen. Männlichkeitsbilder und -diskurse werden damit implizit auf eine Folgeerscheinung gesellschaftlicher Wandlungsprozesse reduziert; die Eigendynamik von Geschlechterregimes

8 Dinges, Männlichkeit, wie Anm. 7, 18f.

9 Schmale, Geschichte, wie Anm. 4.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

und -politiken gerät weitgehend aus dem Blick – bis hin zu der Frage, wie etwa Frauenbewegungen, aber auch männliche und weibliche Dissidenzen als explizite oder implizite Herausforderungen der herrschenden Geschlechterordnung auf diese rückgewirkt und damit möglicherweise sozialen Wandel initiiert haben.[10]

Schon die französische Kulturhistorikerin und -philosophin Elisabeth Badinter war dagegen in ihrer Studie über den Wandel von Männlichkeit und Männerrolle in der Moderne, die sie Anfang der 1990er Jahre publizierte, davon ausgegangen, dass sich solche „Provokationen" und ihre Wirkungen in der Geschichte mehrfach beobachten lassen. Eine erste Provokation und (dadurch) Krise der ihrer Ansicht nach Jahrtausende alten patriarchalen Männerrolle hätte es bereits mit der gemischtgeschlechtlichen Salonkultur der Aufklärung im späten 17. und im 18. Jahrhundert in England und Frankreich gegeben. Badinter konstatiert hier nicht nur eine breite publizistische Debatte über Männer- und Frauenrollen und (später auch) -rechte (als Teil der später besser erforschten *Querelle des Femmes*), sondern eine regelrechte „Verweiblichung" der Männerrolle und des männlichen Verhaltens und damit auch der Gesellschaft insgesamt. Die Revolution von 1789 aber setzte, so Badinter, dieser Entwicklung ein Ende:

> Als die Frauen öffentlich ihre Rechte als Bürgerinnen einfordern, verweigert der Konvent sie ihnen einstimmig. Die Deputierten, die die Annehmlichkeiten des Ancien Régime kaum kennen gelernt haben, bekräftigen mit allem Nachdruck die Trennung der Geschlechter und ihre radikale Verschiedenheit. ... Der Dualismus der Gegensätze, im Code Napoléon und durch die Ideologie des 19. Jahrhunderts festgeschrieben, wird annähernd zweihundert Jahre Bestand haben, bis es zu einer neuen Krise der Männlichkeit kommt, die umfassender ist und tiefer reicht als die vorangegangene.[11]

Badinter bringt also sozialen und institutionellen (politischen) Wandel dezidiert und explizit mit der Infragestellung und dem Wandel von Geschlechterrollen und patriarchaler Geschlechterordnung zusammen, und zwar ausgelöst durch Provokationen weiblicher Akteure, die von männlichen Akteuren zurückgeschlagen werden. Diese

10 Dies gilt noch am wenigsten für Connell, für den jedenfalls die *Neue Frauenbewegung* Ausgangspunkt und Initiatorin der Überlegungen ist. Er arbeitet allerdings nicht historisch und in der Rezeption seiner Schriften scheint das in Vergessenheit geraten zu sein. So bemängeln auch Martschukat/Stieglitz diese „Verflachung" der Analysemöglichkeiten im Konzept der „Krise der Männlichkeit"; Jürgen Martschukat u. Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge". Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005, 85.

11 Elisabeth Badinter, XY – Die Identität des Mannes, München 1993, 26f; ähnlich argumentiert, für den Zeitraum um 1900, auch Annelise Maugue, L'identité masculine en crise au tournant du siècle, Paris 1987.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Deutung ist allerdings nicht unproblematisch, weil sie den Wandel der Geschlechterordnung und der Männlichkeitsvorstellungen praktisch ausschließlich als Konkurrenzkampf der Geschlechter beschreibt, der einmal zulasten der Frauen und einmal zulasten der Männer ausgeht. Damit werden Frauen und Männer als homogene soziale Gruppen dargestellt und festgeschrieben – was mit dem Konzept der kulturellen Konstruktion von Geschlecht und Geschlechtlichkeit, wie es Joan Scott 1985 erstmals formulierte, kaum in Einklang zu bringen ist.[12]

Diese Deutung steht darüber hinaus in einem gewissen Gegensatz zur bislang üblichen Annahme, dass gesellschaftliche Umbruchszeiten immer auch einen Wandel der Geschlechterbeziehungen mit sich bringen; Geschlechterbeziehungen werden hier also eher als Indikator denn als Motor des historischen Wandels betrachtet.[13] So konstatiert zum Beispiel die US-amerikanische Historikerin Kathleen P. Long eine Krise der Männlichkeit in Frankreich bereits im 16. Jahrhundert, die sie indes weniger von weiblichen Präsenzansprüchen, als vielmehr von einem vor allem durch die religiöse Krise ausgelösten Individualisierungsschub hervorgerufen sieht. Des Weiteren ist diese Krise, nach Long, Ausdruck der sich transformierenden politischen Institutionen und Strukturen im engeren Sinn, wie sie symptomatisch in der Durchsetzung oder auch Abwehr reformatorischer Strömungen zum Ausdruck kommt.[14] In ähnlicher Weise hatte schon 1976 die Renaissance-Historikerin Joan Kelly den Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der frühen Neuzeit als Folgeerscheinung von beginnendem Kapitalismus und Staatsbildungsprozessen in den italienischen Stadtstaaten des 15. und 16. Jahrhunderts charakterisiert. Eine „Krise der Männlichkeit", sah sie darin allerdings nicht begründet, vielmehr eine Einschränkung weiblicher (sexueller) Autonomie und politischer Macht, die ihr in den neuen Geschlechter-Konzepten und gesellschaftlichen Regeln der Renaissancekultur unübersehbar erschienen.[15]

Diese Perspektivierung des Wandels der Geschlechterordnung als reine Folgeerscheinung anderer, gleichsam ‚wichtigerer' politischer, religiöser oder ökonomischer Wandlungsprozesse, wie sie bis hin zu Connell praktiziert wird, bedeutet allerdings eine problematische Verkürzung und gleichsam ‚Entschärfung' der Kategorie Geschlecht im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse. Gleichwohl erscheint es wenig sinnvoll,

12 Vgl. Joan Scott, Gender – eine nützliche Kategorie für die historische Forschung, in: Nancy Kaiser Hg., Selbst bewusst. Frauen in den USA, Leipzig 1994, 27–75.

13 Eine solche Perspektive formulierte noch jüngst, in Anlehnung u. a. an Norbert Elias' „Prozess der Zivilisation", Brigitte Rauschenbach, Der Traum und sein Schatten. Frühfeministin und geistige verbündete Montaignes: Marie de Gournay und ihre Zeit, Königstein 2000, bes. 15–57.

14 Vgl. Kathleen P. Long Hg., High Anxiety. Masculinity in Crisis in Early Modern France, Kirksville 2002, hier v. a. die Einleitung der Herausgeberin.

15 Joan Kelly, Did Women have a Renaissance?, in: dies., Women, History and Theory. The Essays of Joan Kelly, Chicago 1984, 19–50 (dt.: Gab es die Renaissance für Frauen?, in: Barbara Schaefer-Hegel u. Barbara Watson-Franke Hg., Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte zur feministischen Wissenschaftskritik, Pfaffenweiler 1989, 33–63).

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

die ‚Ordnung der Geschlechter' und ihren Wandel vollkommen oder weitgehend unabhängig von den materiellen Bedingungen und Strukturen von Kultur und Gesellschaft zu konzipieren. Interessant und eine Herausforderung für die Geschlechterforschung ist und bleibt die komplexe Verbindung dieser Ebenen.[16] Gerade das von Joan Scott vorgeschlagene Konzept von „gender" verknüpft ja den Bereich des Politischen eng mit Geschlechterbeziehungen und Geschlechterordnungen. Scott beschreibt hier eine enge, aber eben auch dialektische Verbindung:

> Das soziale Geschlecht ist immer wieder ein wichtiger Bezugspunkt in der Konzipierung von politischer Macht wie auch in Legitimierungsprozessen und in der Kritik. Nicht nur bezieht es sich auf die Bedeutung des Mann/Frau-Gegensatzes, sondern produziert ihn gleichzeitig auch. ... Auf diese Art und Weise wird der binäre Gegensatz wie auch der gesellschaftliche Prozess sozialgeschlechtlicher Beziehungen zu einem Teil der Bedeutung von Macht selbst; einen Aspekt davon in Frage zu stellen oder zu ändern, würde das gesamte System bedrohen.[17]

Aus diesen Überlegungen erwächst für Scott denn auch direkt die Frage nach Veränderungen und sozialem Wandel. Sie betont, dass „Veränderungen an vielen Orten initiiert werden können" – aber auch, dass die Richtung der Veränderungen, ihr Ausmaß und ihre zeitlichen Rhythmen variieren können:

> Große politische Erhebungen, die alte Ordnungen in Chaos stürzen und neue gebären, können die Bedingungen (und somit die Organisation) des sozialen Geschlechts auf der Suche nach neuen Formen der Legitimierung revidieren. Aber dies muß nicht geschehen; so haben alte Vorstellungen des sozialen Geschlechts (gender) auch dazu gedient, neue Regimes zu bestätigen. ... Der Ausgang wird von politischen Prozessen bestimmt werden, politisch, weil verschiedene Akteure und verschiedene Bedeutungen miteinander um die Vorherrschaft ringen.[18]

16 Vgl. dazu auch das Plädoyer für die Verknüpfung von allgemeiner und Geschlechtergeschichte von Lynn Hunt, The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History, in: Hans Medick u. Anne-Charlott Trepp Hg., Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte, Göttingen 1998, 57–98.

17 Vgl. Scott, Gender, wie Anm. 12, 63.

18 Scott, Gender, wie Anm. 12, 63f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

1. ‚Krise' als analytisches Konzept

Bezieht man nun diese Überlegungen zurück auf die oben formulierte Frage, wie Geschlechterbeziehungen und -ordnungen historische und institutionelle Wandlungsprozesse (mit-)prägen, so erscheint mir das von Badinter und Long genutzte Konzept der „Krise(n) der Männlichkeit" interessant, das genau auf solche Instabilitäten und Erschütterungen der etablierten (wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlich-kulturellen) Ordnung als Geschlechterordnung zielt, zumindest dann, wenn diese auf einer mehr oder weniger klar ausgeprägten männlichen Dominanz beruht.[19]

Mit einem solchen Konzept verbindet sich indes zunächst das Problem der ‚Diagnose' von entsprechenden Krisenphänomenen und dann das der Praktiken und Verfahren zur Überwindung dieser Krise, sei dies mit dem Ziel der ‚Rettung' der überkommenen Geschlechterordnung, sei dies als Etablierung neuer Ordnungsmuster als Ausweg aus der Krise.[20] Was also ist in diesem Kontext eine Krise (der Männlichkeit) – und wie ließe sie sich diagnostizieren?[21]

In seinem kanonisch gewordenen Artikel in den „Geschichtlichen Grundbegriffen" hat Reinhard Koselleck Anfang der 1980er Jahre den Begriff der ‚Krise', der aus dem griechischen *crisis* herzuleiten ist, als historisch in vier Typen auftretend beschrieben:

> 1) Angelehnt an den medizinisch-politisch-militärischen Wortgebrauch kann ‚Krise' vorzüglich die Ereignisketten verschiedener Handlungsträger meinen, die alle auf einen Entscheidungspunkt zusteuern. 2) Angelehnt an die Verheißung des kommenden „letzten Tages" kann Krise die geschichtliche Letztentscheidung meinen, nach der sich die Qualität der Geschichte grundsätzlich verändert. Eine solche Krise ist nicht wiederholbar. 3) Schon mehr abgelöst von den Herkunftsmöglichkeiten der medizinischen und theologischen Bedeutungsfelder ist die Neuprägung „Krise" als Dauer- oder Zustandskategorie, die gleichwohl auf einen Prozeß, auf ständig sich reproduzierende kritische Situationen oder entscheidungsschwangere Lagen ver-

19 Es wäre interessant zu klären, weshalb es bislang in der feministischen und der Geschlechterforschung keine nennenswerte Reflexion über eine ‚Krise der Weiblichkeit' gegeben hat. Meines Erachtens ist dies damit zu begründen, dass Weiblichkeit in der westlichen Kulturtradition stets als vom Männlichen bzw. von Männlichkeit abgeleitet betrachtet/definiert wurde und damit bestenfalls indirekt ‚in eine Krise' geraten kann – eben über ‚Krisen der Männlichkeit'. Ähnliches gilt für ‚marginalisierte' Männlichkeiten und deren Krisen.

20 Mit dem Konzept verbindet sich bei Badinter auch die nicht unproblematische Überzeugung von einer ‚uralten' patriarchalen Gesellschafts- und Machtstruktur, die im Wesentlichen durch Erschütterung von (dominanter) Männlichkeit letztlich verändert werden kann.

21 Keine Berücksichtigung findet hier und im Weiteren das Konzept der Krise im Blick auf männliche Individuen und deren Identitätskrisen; vgl. dazu etwa Ditz, New Men's History, wie Anm. 4, 1–35.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

> weist. 4) Oder ‚Krise' dient als geschichtsimmanenter Übergangsbegriff, wobei es von der Diagnose abhängt, ob die Übergangsphase zum Besseren oder Schlechteren führt und wie lange sie dauern wird.[22]

Der Krisenbegriff selbst unterlag im Übrigen einem Prozess der permanenten Um- und Neudefinition: Er stammt aus der Antike, wo er (wie bei Thukydides) eher im juristischen oder aber im medizinischen Sinn verwendet wurde, um einen Entscheidungsmoment oder -prozess zu umschreiben; erst im Lauf des 17. Jahrhunderts wurde er häufiger auch im historiographischen Sinn benutzt und avancierte im 19. Jahrhundert zu einem Schlüsselbegriff insbesondere der marxistischen Geschichtsphilosophie, findet sich aber auch etwa bei dem konservativen Basler Kulturhistoriker Jakob Burckhardt und anderen Geschichtsdenkern der Zeit.[23] Er avancierte schließlich, so Koselleck, „zur strukturellen Signatur der Neuzeit" und ihres historischen Denkens, insofern, als mit ihm „die Erfahrung einer neuen Zeit auf den Punkt" gebracht werden kann, „deren Herkunft verschieden tief gestaffelt wird und deren unbekannte Zukunft allen Wünschen und Ängsten, Befürchtungen und Hoffnungen freien Spielraum zu lassen" scheint.[24]

Wurde in der älteren feministischen Forschung der 1960er und '70er Jahre in der Tat eine einzige und (hoffentlich) letzte „Krise der Geschlechterordnung" mit dem Hier und Jetzt der Frauenbewegung und ihrer grundlegenden Kritik am Patriarchat diagnostiziert, so ist eine solche Perspektivierung heute nicht mehr aufrechtzuerhalten.[25] Weit eher lässt sich für das hier von mir angerissene Problemfeld ein Krisenbegriff nutzen, der ‚Krise' im Sinn der dritten und vierten Begriffsbestimmung von Koselleck als eine Kategorie betrachtet, „die ... auf einen Prozeß, auf ständig sich reproduzierende kritische Situationen oder entscheidungsschwangere Lagen verweist", oder schließlich schlicht auf eine „Übergangsphase", bei der zunächst offen ist, ob es sich um eine Übergangsphase zum Besseren oder Schlechteren hin handelt, und wie lange sie dauern wird.[26] In diesem Sinn wird der Begriff ja sowohl bei Badinter wie in der neueren geschlechtergeschichtlichen Forschung gebraucht und hat sich hier als durchaus anregend erwiesen.

---

22 Reinhard Koselleck, Krise, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3, Stuttgart 1982, 617–650, 627.

23 Vgl. Rudolf Vierhaus, Zum Problem historischer Krisen, in: Karl-Georg Faber u. Christian Meier Hg., Historische Prozesse, München 1978, 313–329.

24 Koselleck, Krise, wie Anm. 22, 627.

25 Vgl. zum Patriarchatsbegriff und der Kritik daran Opitz, Um-Ordnungen, wie Anm. 2, 18–24; zur Erwartung einer ‚finalen' Krise des Patriarchats vgl. dies., Nach der Gender-Forschung ist vor der Gender-Forschung. Plädoyer für die historische Perspektive in der Geschlechterforschung, in: Rita Casale u. Barbara Rendtorff Hg., Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, 13–28.

26 Koselleck, Krise, wie Anm. 22, 627.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Einige Studien entstanden mit dem erklärten Ziel, „Krisen der Männlichkeit" zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen kulturellen und nationalen Kontexten zu konstatieren, in anderen tritt das Anliegen indirekter in Erscheinung.[27] Doch erweisen diese Forschungen die grundsätzliche Problematik des Begriffs, denn eine Krise der Männlichkeit am Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert (in Europa generell), wie sie Connell, Kelly und Long beschreiben, und dann wiederum (in Frankreich) am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts (nach Long und Badinter) sowie um 1800 (Badinter) – und dann wieder um 1900 (Maugue, Forth) und um die Mitte des 20. Jahrhunderts auf dem „Weg in die Postmoderne" (in vielen Staaten Europas, aber auch in den USA, wiederum bei Connell) und so weiter zu konstatieren, lässt das Konzept selbst fragwürdig erscheinen: Steckt denn hinter jedem sozialen Wandlungsphänomen eine ‚Krise der Männlichkeit'?

Dies würde entweder darauf hindeuten, dass das Konzept sich generell nicht eignet, um gesellschaftliche Umbrüche angemessen zu erfassen und zu analysieren – eine Kritik, die das Konzept ‚Krise' bereits seit längerem begleitet;[28] oder aber darauf, dass – jedenfalls hegemoniale – Männlichkeitskonzepte generell höchst krisenanfällig sind. Eine solche Deutung erhält beispielsweise durch die Mikrostudien von Lyndal Roper Nahrung, die auf die Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit von Männlichkeitsnormen in der frühneuzeitlichen Stadtgesellschaft hinweisen.[29] Dies umso mehr, als Männlichkeits- mit Herrschaftsvorstellungen in der Frühen Neuzeit und darüber hinaus eng gekoppelt waren und beide, Herrschaftsstrukturen wie Männlichkeitsnormen, im Zuge der ‚frühmodernen Staatsbildung' nicht gerade selten zur Disposition standen.[30] So wäre dann ein zentraler Grund für den allseits beobachtbaren massiven Patriarchalismus der frühneuzeitlichen Gesellschaften die höchst fragile politische Struktur, weniger jedoch die altüberkommene Tradition der männlichen Herrschaft, die im Konzept ‚Patriarchat' enthalten ist, wie es etwa Elisabeth Badinter oder die Politologin Carole Pateman verstehen.[31]

---

27 Vgl. dazu neben den genannten Arbeiten von Maugue, Badinter und Long etwa auch Christopher E. Forth, The Dreyfuss Affair and the Crisis of French Manhood, Baltimore 2004, sowie die Auflistung bei Connell, Mann, wie Anm. 5, 102ff, der auch etliche Arbeiten anführt, in denen der Krisenbegriff zwar nicht im Mittelpunkt steht, das Thema ‚gefährdete Männlichkeit' dennoch von zentraler Bedeutung ist, etwa bei: Mark Breitenberg, Anxious Masculinity in Early Modern England, Cambridge 1996.

28 Vgl. dazu Crisis. in: Harry Ritter, Dictionary of Concepts in History, New York u. a. 1986, 79–84, 79f.

29 Lyndal Roper, Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 1995.

30 Ich beziehe mich hier speziell auf diesen Zeitraum und Zusammenhang, weil ich ihn von meinen Forschungsinteressen her am besten überblicke. In ähnlicher Weise könnte man auch den Zeitraum um 1800 und die Umbrüche der Französischen Revolution oder die Zeit der Weltkriege oder schließlich die „neue Weltordnung" ab 1989 einer solchen Analyse unterziehen; vgl. dazu auch die Beiträge von Carol Harrison und Christa Hämmerle in diesem Heft.

31 Carole Pateman, The Sexual Contract, Cambridge 1988, bes. Kap. 2: Patriarchal Confusions, 19–38. Zur Kritik an der Überbetonung des frühneuzeitlichen ‚Patriarchalismus', wie ihn auch Connell feststellt, vgl. z. B. Heinrich R. Schmid, Hausväter vor Gericht. Der Patriarchalismus als zweischneidiges Schwert, in: Martin Dinges Hg., Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 1998, 213–236.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Männlichkeitskonzepte erscheinen aus einer solchen Perspektive weniger als ‚Oberflächenphänomene', sondern vielmehr als Teil eines geschlechtlich codierten Grundmusters gesellschaftlicher Ordnung, deren Anfechtungen oder Anfälligkeiten grundsätzlich zur De-Stabilisierung von gesellschaftlichen Ordnungen führten oder zumindest dazu beitrugen.[32] Dieser Ansatz, von einer grundsätzlichen Anfälligkeit und Krisenhaftigkeit des männlichen Herrschaftsmonopols und der aus ihm resultierenden gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen und sozialen Praktiken auszugehen, erlaubt vor allem auch, Männlichkeiten jenseits der Macht oder neben und ‚unterhalb' der herrschenden Männlichkeitsideale („marginale Männlichkeit" nach Connell[33]) in den Blick zu nehmen und weiter zu verfolgen.

Dagegen betonen Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz in ihrer „Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten der Neuzeit", das Reden von ‚Krisen der Männlichkeit' selbst lasse sich als soziale Praxis zur Herstellung hegemonialer Männlichkeitsentwürfe begreifen – als Folie für eine objektive Diagnose von vermeintlich „echten" Krisen tauge das Konzept nicht.[34]

Was aber sind überhaupt „echte Krisen" – nicht nur, aber auch in Bezug auf Männlichkeit? Schon Koselleck wies darauf hin, wie unscharf, beliebig und schillernd der Begriff in der Moderne geworden sei, was wiederum selbst als Symptom einer geschichtlichen Krise gedeutet werden könne, die sich allerdings einer exakten Bestimmung entziehe.[35] Demnach könne es generell keine „objektiven" oder objektiv messbaren Krisen geben.[36] Doch verwirft Koselleck den Begriff für historische Analysen nicht, und zwar mit der Begründung, dass der Begriff „in allen Human- und Sozialwissenschaften ... als Schlüsselbegriff auftaucht", allen voran in der Historie, „um Epochen oder Strukturen damit zu kennzeichnen."[37] Im Unterschied aber zum Begriff ‚Umbruch' (der ja konzeptionell ähnlich umstritten ist),[38] verdankt sich der Krisenbegriff einer weniger klar strukturgeschichtlichen, ja, bisweilen sogar einer teleologischen

32 Vgl. dazu auch Breitenberg, Masculinity, wie Anm. 27.

33 Vgl. Connell, Mann, wie Anm. 5, 97–102; vgl. auch die Beiträge in: Dinges, Männer, wie Anm. 7.

34 Martschukat/Stieglitz, Einführung, wie Anm. 10, 81–93. Für diese These spricht auch die Beobachtung, dass, soweit ich sehe, ‚Krisen der Weiblichkeit' kein Thema der geschlechterhistorischen Forschung waren und sind.

35 Koselleck, Krise, wie Anm. 22, 649.

36 Dagegen gibt Vierhaus eine Fülle von Kriterien an, die eine Krise erfüllen muss, um als „wirklich" gelten zu können; u. a. muss sie „einen objektiven Charakter haben. Das heißt: es müssen tatsächliche strukturelle Veränderungen feststellbar sein, die nicht intendiert zu sein brauchen". Vierhaus, Problem, wie Anm. 23, 322. An anderer Stelle betont er aber, dass Krisen nicht notwendigerweise zu Veränderungen führen müssen, sondern durchaus Kontinuitäten durch Krisen entstehen können. Seine Ausführungen erscheinen mir deshalb hinsichtlich der Frage der Objektivierbarkeit von Krisen nicht wirklich weiterführend.

37 Koselleck, Krise, wie Anm. 22, 649.

38 Vgl. hierzu auch Reinhart Koselleck, Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit, in: ders. u. Reinhart Herzog Hg., Epochenschwelle und Epochenbewusstsein, München 1987, 269–282.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Perspektivierung. Ihm inhärent ist damit ein Bedürfnis nach (Wieder-)Herstellung von Ordnung – und dies kann sowohl seitens des historiographischen Beobachters oder der Beobachterin gelten wie aber auch seitens der historischen Akteurinnen und Akteure.

Verliert man diese gleichsam überzeitliche Problematik des Krisenbegriffs nicht aus dem Auge, so erscheint er mir letztlich – im Verhältnis zu den gesellschaftlichen ‚Umbrüchen' betrachtet – tendenziell offener und vielschichtiger, und er erlaubt es vor allem, gerade auch wegen seiner ‚pathologisierenden', das heißt aus der Medizin stammenden und damit zugleich organizistischen wie systemischen Bedeutungskomponenten, die spezifischen Dynamiken von symbolischen Geschlechterordnungen und sozialen Beziehungen der Geschlechter zu fassen. Auch Stieglitz und Martschukat wollen den Begriff zumindest insoweit gelten lassen, als er sich als Quellenbegriff nicht verleugnen lässt und schon insofern unbestreitbar eine heuristische Bedeutung beanspruchen kann.[39] Allerdings hat Siegfried Kaltenecker schon vor einiger Zeit kritisch hervorgehoben, dass mit der Krisentrope „permanent an einem Narrativ gestrickt [wird], das die Hegemonie der angeblich kriselnden Männlichkeit stabilisiert bzw. erst herstellt."[40] Insofern sollte also eine von den historischen Akteuren oder (seltener) Akteurinnen konstatierte Krisenwahrnehmung nicht unkritisch übernommen, vielmehr zum Ausgangspunkt einer tiefer gehenden (auch strukturgeschichtlichen) Analyse gemacht werden.

Das Reden von ‚Krise(n) der Männlichkeit' sollte deshalb nicht allein zum Gegenstand historischer Analyse gemacht werden insofern, als gefragt werden könnte, „welche Funktion die regelmäßige Anrufung einer Krise in der Geschichte wie in der gegenwärtigen Forschung zu Männern und Männlichkeiten eigentlich erfüllt".[41] Vielmehr sollte es – im Sinne meiner obigen Ausführungen – auch als Ausgangspunkt dafür dienen, Geschlechterbeziehungen und -ordnungen als grundlegende, aber dynamischen Faktoren von sozialem Wandel ernst zu nehmen und sichtbar zu machen. Dann muss auch weitergehend danach gefragt werden, wer (oder welche Gruppe) in einem gegebenen Zeitraum Krisenängste äußert, mit welchen Entwicklungen diese verbunden werden und in welchem diskursiven Kontext und institutionellen Rahmen dies geschieht – und mit welchen Folgen. Mit ihr verbindet sich des Weiteren aber auch die Frage nach Praktiken und Verfahren zur Überwindung dieser Krise, sei dies mit dem

39 Martschukat/Stieglitz, Geschichte, wie Anm. 10, 85.

40 So die Zusammenfassung der These Kalteneckers bei Martschukat/Stieglitz, Geschichte, wie Anm. 10, 84f.

41 Martschukat/Stieglitz, Geschichte, wie Anm. 10, 84f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Ziel der ‚Rettung' der überkommenen Geschlechterordnung, sei dies als Etablierung neuer Ordnungsmuster als Ausweg aus und damit als Effekt der Krise.[42]

2. ‚Krise(n) der Männlichkeit' als historiographisches Konzept

Damit erscheint das Konzept der ‚Krise der Männlichkeit' nicht nur als analytisches Konzept interessant und weiterführend, sondern es ermöglicht meines Erachtens nach auch eine historiographische (Neu-)Orientierung der Geschlechterforschung. Dies umso mehr, als mit dem *linguistic turn* und der Transformation der Frauen- zur Geschlechtergeschichte seit Anfang der 1990er Jahre deutlich wurde, dass Meta-Konzepte wie etwa das ‚Patriarchat' wenig geeignet sind, Verschiebungen und Veränderungen in der ‚Ordnung der Geschlechter' zu beschreiben. Durch eine solche tendenziell totalisierende Sicht würden vielmehr komplexe historische Wandlungsprozesse eingeebnet oder gar übersehen.[43]

Umgekehrt fehlt es bislang immer noch an einer systematischen Integration der Geschlechterperspektive in die historischen Narrative; noch immer – und im Zeitalter der Globalisierung mit erneut wachsender Tendenz – werden Geschichten ohne Geschlechter erzählt und tradiert. Nicht zuletzt deshalb hat umgekehrt die Reflexion über langfristige Wandlungsprozesse (versammelt unter dem Schlagwort ‚Meta-Narrative') innerhalb der Geschlechterforschung wenig Resonanz gefunden.[44] Eher stehen hier Brüche und Kontingenzen weiblicher Identität im Vordergrund.[45] Interessanter Weise

42 So auch Martschukat/Stieglitz: „Die Frage wäre dann nicht, ob es zu bestimmten Zeiten unter bestimmten Bedingungen tatsächlich eine Krise gegeben habe, sondern inwiefern bestimmte historische Verschiebungen Effekte mit sich brachten, die mit Blick auf Männlichkeitsentwürfe als krisenhaft artikuliert bzw. empfunden wurden." Martschukat/Stieglitz, Geschichte, wie Anm. 10, 85f. Dabei ist allerdings eine ‚reale' bzw. strukturelle Veränderung keineswegs eine notwendige Grundbedingung für das Konstatieren einer ‚Krise der Männlichkeit' – denn laut Krisendefinition von Koselleck wie auch von Vierhaus ist eine ihrer wesentlichen Charakteristika ihr „offener Ausgang".

43 Vgl. dazu die resümierende Analyse von Hunt, Challenge, wie Anm. 16, 57–98. Zur Problematik von ‚Patriarchat' als Rahmenkonzept geschlechterhistorischer Forschung vgl. die Einleitung von Julie Hardwick, The Practice of Patriarchy. Gender and the Politics of Household Authority in Early Modern France, Pennsylvania 1998, IX–XVI, sowie Opitz, Um-Ordnungen, wie Anm. 2, bes. Kap. I.2.

44 Als herausragende Vertreterin einer weitgehenden Skepsis gegenüber den großen (Traditions-)Linien in der Geschichtsschreibung als Ausdruck tendenziöser, da von Identitätspolitiken geleiteter Interessen sei Joan Scott genannt mit ihren ganz grundsätzlichen Ausführungen zur postmodernen Geschichtsschreibung; vgl. Joan Scott, Nach der Geschichte?, in: Werkstatt Geschichte, 6, 17 (1997), 5–23.

45 Beispiele für eine geschlechtergeschichtliche Infragestellung und Öffnung von historischen Feldern und Narrativen gibt u. a. Kathleen Canning, Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class and Citizenship, Ithaca/London 2006. Doch auch sie plädiert eher für eine Infragestellung von überkommenen (Meta-)Narrativen als für ein „Umschreiben" durch geschlechtergeschichtliche Erkenntnisse.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

gelangen dabei – wenn auch indirekt – häufig genau solche Krisenerscheinungen in den Blick, die die männliche Identität, Vorstellungen von Männlichkeit und damit auch etablierte Macht- und Dominanzverhältnisse betreffen. Der Weg von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte geht, so scheint mir, gerade in historiographischer Hinsicht sehr weitgehend über die Geschichte der Männlichkeit(en). Dies gilt vor allem dort, wo ‚Epoche machende' Prozesse in Gestalt von institutionellem Wandel ins Spiel kommen, wobei Institutionen nicht länger als ‚neutral' im Hinblick auf die – ständig umstrittene – ‚Ordnung der Geschlechter' und die unzähligen Machtkämpfe und -spiele gedacht werden dürfen, sondern durch symbolische und reale, aber immer auch geschlechtlich markierte und kontextualisierte Personen und deren Handlungen etabliert und/oder verändert werden.[46]

Ich möchte dies abschließend an einem Beispiel knapp erläutern, nämlich der französischen Staatskrise des 16. Jahrhunderts, wie sie sich insbesondere in den politiktheoretischen Schriften des Humanisten Jean Bodin niedergeschlagen hat.

Staatskrise als Krise der Männlichkeit: Frankreich im 16. Jahrhundert

Das 16. Jahrhundert oder das Zeitalter der Renaissance ist nicht zufällig auch der Zeitraum, in dem der Streit der Geschlechter, die *Querelle des Femmes* – auch mit Hilfe der neu entstandenen Technologie des Buchdrucks – europäische Ausmaße annahm und sich gleichzeitig von einem ‚Streit über die Frauen' in einen ‚Streit mit den Frauen' zu transformieren begann.[47] Ohne die vielfältigen Entstehungsbedingungen der frühneuzeitlichen Q*uerelle des Femmes* allzu sehr vereinfachen zu wollen, scheint das Interesse an Fragen wie jener, welche Rolle und Bedeutung Frauen in der (Heils-)Geschichte der Menschheit zukommt, Ausdruck einer Krise der überkommenen Geschlechterordnung zu sein. Diese könnte einerseits auf die Entstehung moderner Subjektivität zurückgeführt werden, die ja bis heute immer auch die Frage nach dem (richtigen) Geschlecht zum Hintergrund hat.[48] Zum anderen kann man diese Krise vor allem auch als Ausdruck der sich transformierenden politischen Strukturen und Institutionen verstehen,

46 Vgl. dazu auch Connell, Mann, wie Anm. 5, 92ff.

47 Vgl. allgemein zur Definition und zum Verlauf der *Querelle des Femmes* Gisela Bock u. Margarethe Zimmermann, Die Querelle des Femmes in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung, in: dies. Hg., Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung, 2 (1997), Die europäische Querelle des Femmes im 15. und 16. Jahrhundert, 9–38.

48 Vgl. die Ausführungen von Kathleen P. Long in der Einleitung zu dem von ihr herausgegebenen Sammelband; Long, High Anxiety, wie Anm. 14, bes. XI. Ähnlich argumentiert auch Schmale, der an dieser Stelle indes den Krisenbegriff zurückweist; vgl. Schmale, Geschichte, wie Anm. 4, 106f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

wie sie symptomatisch in der Durchsetzung oder auch Abwehr reformatorischer Strömungen zum Ausdruck kommt.[49]

Insofern liegt es nahe, den Blick auf Institutionen der Geschlechterordnung wie der gesellschaftlichen Ordnung gleichermaßen zu richten. Dies ist in den vergangenen Jahren zwar verstärkt im Hinblick auf Ehe und Familie und auf dörfliche und städtische Gemeinwesen geschehen.[50] Die Makro-Ebene der entstehenden frühmodernen Staatlichkeit (v. a. der großen Flächenstaaten) hat dabei indes bislang noch kaum eine Rolle gespielt. Dies erscheint umso bedauerlicher, als ja die in der Moderne für die politische Kultur so zentrale Trennung von Privatsphäre und (politischer) Öffentlichkeit im 16. Jahrhundert noch kaum in Ansätzen erkennbar war und vor allem Geschlechterbilder und -beziehungen in vieler Hinsicht im Zentrum der politischen Rhetorik standen; so etwa im Bild des (Renaissance-)Fürsten, der in der Regel als männlich imaginiert wurde, und der seinem Volk, das somit weiblich konnotiert wurde, in einer Art ehelicher Beziehung – einschließlich der eheherrlichen Dominanz – verbunden war.[51]

Gleichzeitig waren Geschlechterbeziehungen und Geschlechterordnung aber auch ein Kernproblem der politischen Kultur und der Herrschaftsreproduktion, die durch personelle Beziehungen geprägt waren. Dies wird insbesondere dort deutlich, wo qua Heiratspolitik territorialstaatliche Zusammenhänge geschaffen oder diese intensiviert werden sollten, wie das in Frankreich um 1500 geschah, aber etwa auch im Haus Habsburg, das seine europäische Vormachtstellung im 16. Jahrhundert nicht zuletzt einer höchst umsichtigen Ehe- und Familienpolitik verdankte. Hier lässt sich Politik als Ge-

49 Vgl. Long, High Anxiety, wie Anm. 14, Xf, die von einem v. a. durch die religiöse Krise ausgelösten Individualisierungsschub ausgeht. Des Weiteren müsste man den Wandel in den politischen Herrschaftsverhältnissen von der spätmittelalterlichen Ständeverfassung zum frühneuzeitlichen monarchischen Staatswesen in die Betrachtung mit einbeziehen, dessen irritierende Auswirkungen auf die (Geschlechts-)Identität und die politischen Partizipationsmöglichkeiten auch der männlichen Adligen des 16. Jahrhunderts bereits Joan Kelly betonte; Kelly, Renaissance, wie Anm. 15.

50 Zum Forschungsstand innerhalb der anglo-amerikanischen Debatte vgl. die Einleitung in: Hardwick, Practice, wie Anm. 43, IC–XVII. Im deutschsprachigen Raum ist hier v. a. die Überblicksdarstellung von Gisela Bock zu nennen, die die Eheproblematik in der frühen Neuzeit an zentraler Stelle als geschlechterpolitische Vorgeschichte der Frauenrechtsbewegungen wie der Sozialgeschichte der Geschlechter in der Moderne präsentiert; vgl. Gisela Bock, Frauen in Europa, München 2000, Kap. 1.

51 Zu Geschlechterbildern in der politischen Rhetorik, die an Körperbildern anknüpfen, vgl. die Einleitung in: Wolfgang Schmale Hg., MannBilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung, Berlin 19998, 20–24; zur Ehemetaphorik im politischen Diskurs Frankreichs der frühen Neuzeit, insbesondere des 16. Jahrhunderts, vgl. Sarah Hanley, The Monarchic State in Early Modern France. Marital Regime Government and Male Right, in: Adrianna E. Bakos Hg., Politics, Ideology and the Law in Early Modern Europe, Rochester, NY 1994, 107–126; zum engen Zusammenhang von Staatsgründung und Familien- bzw. Ehebeziehungen vgl. dies. Engendering the State. Family Formation and State Building in Early Modern France, in: French Historical Studies, 16 (1989), 4–27.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

schlechterpolitik im engsten Sinn beobachten – und eine Krise der Geschlechterordnung musste insofern direkte Auswirkungen auf die politische Kultur und deren strukturelle Bedingungen zeitigen.[52]

Mit Blick auf Geschlechterbeziehungen und Geschlechterordnung habe ich deshalb die staatstheoretischen Schriften des französischen Juristen und Humanisten Jean Bodin gelesen. Dieser vermeinte, als er um 1570 seine „Sechs Bücher über den Staat" schrieb, eine Staatskrise zu erkennen und schlug deshalb vor, diese durch eine Konsolidierung des französischen Königtums zu lösen. Eine solche Konsolidierung war in seinen Augen am besten durch eine Vermännlichung oder genauer: „Patriarchalisierung" der Monarchie zu erreichen, die Bodin rhetorisch über die Gleichsetzung von Fürst, Vater und göttlicher Autorität zu bewerkstelligen suchte, die praktisch aber vor allem in der Abwehr einer Wahlmonarchie, und damit im Erhalt des politischen und institutionellen Status quo bestand. Dabei hatte Bodin ganz offensichtlich die Entmachtung der männlichen Angehörigen des französischen Adels, der mächtigen oppositionellen ‚Hausväter' im Sinn, die er aber nicht direkt angriff, sondern die er über die Abwertung der Angehörigen des weiblichen Geschlechts (nicht nur in der politischen Sphäre) zu gewinnen suchte.[53] Das ‚empowerment' des absoluten Fürsten erfolgte über die Entwertung und Entmachtung von Weiblichkeit im Kontext der frühmodernen Haus-Herrschaft als Grundlage von und Teilbereich der Staatsbildung. Interessanterweise verknüpfte Bodin seine – historisch nachvollziehbare – Rede von der Gefährdung der französischen Monarchie, die tatsächlich von konkurrierenden (Adels-)Parteiungen der beginnenden Reformationszeit in eine beinahe ausweglose Defensivposition gedrängt worden war, mit der Rede von einer „Krise der Vaterschaft". Mit dem erschreckenden Beispiel eines unerhörten Vatermordes beginnend, beklagt Bodin im vierten Kapitel des ersten seiner „Sechs Bücher über den Staat" nichts weniger als die unrechtmäßige Enteignung der Väter zugunsten ihrer Kinder (worunter meist die Söhne zu verstehen sind) und die „abertausend Gefahren", in welchen das Leben der Eltern schwebte, „wenn nicht natürliche Güte und Gottesfurcht den Kindern Einhalt geböten".[54] Von der „allzu großen Willkür des Kindes" ist hier die Rede und von der (grundsätzlich ungerechtfertigten) Gewaltanwendung durch den Sohn.

Bodin entwarf auf diese Weise ein finsteres Szenario vom Niedergang der väterlichen Gewalt, das an drastischer Eindrücklichkeit kaum zu wünschen übrig lässt. Die aus

52 Noch offensichtlicher als in Frankreich sind solche Zusammenhänge in der Geschichte der englischen Monarchie des 16. Jahrhunderts, wo die lange vergeblich erhoffte Zeugung eines männlichen Thronfolgers den Monarchen Heinrich VIII. dazu brachte, sich und sein Land von der katholischen Kirche loszusagen und wo die enormen Konsequenzen einer (womöglich verfehlten) Heiratspolitik dazu führten, dass seine Nachfolgerin, Königin Elisabeth I., unverheiratet und kinderlos blieb.

53 Vgl. dazu Claudia Opitz-Belakhal, Das Universum des Jean Bodin. Staatsbildung, Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2005, Kap. 1 u. 4.

54 Jean Bodin, Sechs Bücher über den Staat. Übers. u. mit Anm. versehen von Bernd Wimmer, Bd. 1, München 1981, 129.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

seinen Darlegungen folgende Forderung, die väterliche Gewalt dem göttlichen und nach dem Gesetz der Natur wiederherzustellen, erhält durch seine Darstellung zwingenden Charakter. Schließlich macht Bodin Wohl und Wehe des Staates davon abhängig, dass das Generationenverhältnis in der richtigen Ordnung gehalten beziehungsweise – wo nötig – in die richtige Ordnung gebracht wird. Die politische Krisen-Situation wird hier – nicht nur symbolisch, sondern ganz direkt – mit einer Krise der häuslichen Autoritätsbeziehungen gleichgesetzt, was insofern nicht verwundern kann, als Bodin den Staat ohnehin als eine Verlängerung der familiären Ordnungs- und Herrschaftsverhältnisse konzipierte und sich hieraus eine sowohl direkte wie aber auch symbolische Verknüpfung der beiden Ebenen ergibt.[55]

Infolge dessen darf die Rede von der ‚Krise der Vaterherrschaft' nicht (nur) als Verschleierung eines politischen Ermächtigungsprogramms verstanden werden, sondern sie verbindet sich direkt und nachvollziehbar mit der Rede – und der Erfahrung! – von der Gefährdung der Monarchie und damit des gesamten französischen Staatswesens. Dabei wird gleichzeitig ‚Vaterschaft' – auch mit Hilfe religiöser Argumente und Bilder, und zwar über alle konfessionellen Grenzen hinweg – zu *der* Trope hegemonialer Männlichkeit in der Frühen Neuzeit schlechthin: Vater und Fürst, Gott und Vater werden von Bodin in raffinierten Überblendungen in eine so große semantische Nähe gebracht, dass die von ihm konstatierte „Krise der Väterlichkeit" ebenso überzeugend wirkt wie seine Vorschläge zu ihrer Überwindung zwingend erscheinen, um das Königreich zu retten: die Rückbindung weiblicher Rechte in Staat und Familie und die Disziplinierung und Entmündigung der „Söhne", also der (männlichen) Untertanen.[56]

Soweit die rhetorische – und auch misogyne – Oberfläche der von Bodin konstatierten „Krise der Väterlichkeit" und ihre kontextbezogene, wenn auch sehr knappe (Text-)Analyse. Kann man hier nun aber wirklich von einer Krise der Männlichkeit im 16. Jahrhundert – vielmehr hier: der Väterlichkeit – sprechen, die mehr ist als eine geschlechterrhetorische Verbrämung einer Staatskrise oder gar ein ‚Herbeireden' einer Krise zum Zweck der Ausdehnung männlicher Dominanz im oben erwähnten Sinn?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen meines Erachtens weitere gesellschaftliche Bereiche und Kontexte in den Blick genommen werden, über den Text und seine Rhetorik hinaus. Eine Beobachtung der Rezeption der Schriften und ihrer Folgen zum Beispiel zeigt immerhin, dass Bodins Argumente im Frankreich des späten 16. Jahrhunderts Gehör fanden. Der institutionelle Wandel folgte in sehr vieler Hinsicht seinen

55 Vgl. dazu Opitz-Belakhal, Universum, wie Anm. 53, bes. Kap. 2: Legitimation und Rettung der väterlichen Gewalt.

56 Dabei spielten neben religiös gefärbten Argumenten auch proto-naturalistische und proto-nationalistische eine bedeutende Rolle. Bodin spricht häufig sowohl bezüglich der ehelichen Beziehungen wie der Beziehungen von Vätern und Söhnen vom „Gesetz Gottes und der Natur", beschwört dabei auch nationalkulturelle Stereotype in der Gleichsetzung von „Fremdheit" und Gefahr insbesondere dort, wo es um die Abwehr „fremder" Herrscher durch die Absetzung regierender Fürstinnen geht; vgl. Opitz-Belakhal, Universum, wie Anm. 53, Kap. 4.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Überlegungen, gerade auch bezüglich der Gestaltung der Geschlechterordnung in Familie, Politik und Recht.[57] Hier trafen offenbar institutionelle Wandlungen und neue Geschlechterbilder und -regimes nicht nur zeitlich, sondern durchaus auch systematisch zusammen. Die Frage allerdings, ob es prioritär die institutionelle und politische Krise war, die zu einer Krise der Männlichkeit/Väterlichkeit führte, und die dann mit Hilfe der Verstärkung einer hierarchischen Geschlechterordnung überwunden werden sollte, oder ob nicht vielmehr weibliche oder männliche Performanzen den Ausschlag dafür gaben, dass es zu einer Staatskrise kam, die durch die (Neu-)Ordnung der Geschlechter bewältigt werden sollte, ist damit noch nicht beantwortet.

Für ersteres spräche meine Beobachtung, dass Bodin die „Patriarchalisierung" der Monarchie und (damit) die Wiederherstellung der staatlichen Ordnung insbesondere durch eine Vielzahl von misogynen Argumentationsstrategien sicherzustellen versuchte. Die Rettung des in stürmische See geratenen Staatschiffes, wie es Bodin in den „Sechs Büchern über den Staat" einleitend beschrieb, scheint ja sein Hauptanliegen gewesen zu sein. Die Debatte über die aus den Fugen geratene Generationen- und Geschlechterordnung wirkt – gerade in ihrer misogynen Überzeichnung – eher als vorgeschobenes Problemfeld, hinter dem sich ganz andere und von der Geschlechterfrage weit entfernte Regierungs- und Regulierungsprobleme verbergen. Auch Wolfgang Schmale ist der Auffassung, dass es eine ‚echte' Krise der (hegemonialen) Männlichkeit am Beginn der Neuzeit nicht gegeben haben kann, wenn auch aus ganz anderen Gründen:

> Trotz der Formulierung einer allgemeinen religiös und ständisch fundierten Ordnung gab es [zu Beginn der Frühen Neuzeit, C. O.] keinen sicheren Rahmen für Männlichkeit. Männlichkeit wurde immer wieder neu ausgehandelt – aber innerhalb der genannten Ordnung. ... In der Tat war Männlichkeit ein im wahrsten Sinne des Wortes flüssiges Konzept. Die Körperlehren setzten sich zentral mit dem Gleichgewicht oder Ungleichgewicht der Flüssigkeiten im Inneren des Körpers ebenso wie mit den Ausflüssen des Körpers und ihren Ursachen auseinander. Die biologische Unterscheidung des männlichen Körpers vom weiblichen war unscharf, Sexualität war ein offenes Konzept.[58]

Mit anderen Worten: Eine kohärente männliche Geschlechtsidentität habe es nicht gegeben, sie könne also auch nicht in dem Sinne ‚krisenanfällig' gewesen sein.

Aber da es hier nicht um Identitätskrisen einzelner Männer, sondern um die Väterlichkeit als hegemoniales Männlichkeitsmuster geht, kann Schmales Argument an dieser Stelle nicht wirklich greifen; zumindest in Beziehung zu Kindern/Söhnen ist Väterlichkeit, bei Bodin jedenfalls, klar abgegrenzt und – durch den Vergleich mit

57 Vgl. Opitz-Belakhal, Universum, wie Anm. 53, bes. Kap. 7, mit weiterführender Literatur.
58 Schmale, Geschichte, wie Anm. 4, 106f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Gott-Vater – an die höchste Stelle in einer ganzen Pyramide von ‚Männlichkeiten' gesetzt. Insofern ist hegemoniale Männlichkeit in diesem Moment nicht durch biologisch-medizinische, sondern klar durch religiös-anthropologische Bezüge definiert.

Immerhin haben wir von Foucault gelernt, dass Diskurse keineswegs im leeren Raum operieren, sondern dass sie in institutionellen und gesellschaftlichen *settings* angesiedelt sind, in denen sie Macht gewinnen. Betrachtet man die gesellschaftlichen *settings* der frühneuzeitlichen (vor allem aber der französischen) Staatstheorie genauer, so spielen hier neben der religiösen ‚Frontlinie' vor allem geschlechtliche Konflikt-Konstellationen eine bedeutende Rolle. Einerseits nämlich war die französische Monarchie schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts de jure eine ‚männliche', wurde aber immer wieder als solche durch weibliche Thronprätendenten und deren Nachkommen in Frage gestellt, weshalb sich französische Rechtsgelehrte über Generationen hinweg mit der (missbräuchlichen) Auslegung der Salischen Gesetze, auf die der Ausschluss der Frauen von der Königsherrschaft in Frankreich seit dem späten Mittelalter zurückgeführt wurden, auseinandersetzen mussten.[59]

Gleichzeitig schwächten die massiven kriegerischen Auseinandersetzungen inner- und außerhalb Frankreichs in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Position männlicher Akteure im politisch führenden Adel erheblich – und stellten dadurch die Logiken des dynastischen Machterhalts (kurz gesagt: die männliche Erbfolge) permanent zur Debatte: Die signifikante (und teilweise wirklich eklatante) Über-Sterblichkeit junger Männer im Krieg führenden Adel in der Altersgruppe zwischen 20 und 40 Jahren, die nicht nur militärische und politische Verantwortung trugen, sondern auch Väter werden und so das familiäre Erbe weitergeben sollten, brachte tatsächlich eine bis dahin ungewohnte Sichtbarkeit von Erbinnen und weiblichen politischen Akteuren (vor allem als Regentinnen für ihre unmündigen Söhne) mit sich. Dies kann in der Tat als eine Krise der ‚männlichen Performanz' (und damit auch der männlichen ‚Potenz' im doppelten Wortsinn) interpretiert werden, und sie ist von den Zeitgenossen, allen voran von Jean Bodin, auch als solche interpretiert worden, was letztlich auch dessen sprachlichen Ausfällen gegen die sogenannte „Gynäkokratie" – die souveräne Herrschaft von Frauen – mehr Wirksamkeit verschaffte. Daraus scheint mir die Folgerung zwingend, dass über die Geschichte der französischen Monarchie, der Staatsbildung und des Absolutismus künftig nicht mehr gesprochen werden kann, ohne auch auf die sie begründende ‚Krise der Männlichkeit' Bezug zu nehmen.

Die ‚Krise der Männlichkeit' war im Frankreich des 16. Jahrhunderts offensichtlich weit mehr als ein rhetorisches Phänomen zur (Wieder-)Herstellung männlicher

59 Vgl. dazu Sarah Hanley, La Loi Salique, in: Christine Fauré Hg., Encyclopédie politique et historique des femmes, Paris 1997, 11–30; sowie Fanny Cosandey, La Reine de France. Symbole et pouvoir, Paris 2000.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Dominanz.[60] An ihr wird zum einen deutlich, wie eng geschlechtliche Codierung, männliche Performanz (als Handlungen und ‚Leistungen' von Akteuren männlichen Geschlechts) und schließlich institutionelle Wandlungsprozesse ineinander greifen und miteinander verzahnt sind. Zum anderen zeigt sich auch, dass die Rede von der ‚Krise der Männlichkeit' nur dann strukturell wirksam sein kann, wenn sie mehr ist als lediglich ein rhetorisches Mittel zur Verschleierung beziehungsweise Durchsetzung ‚wirklicher' Machtansprüche von männlicher Seite, wenn mit ihr also ein intersubjektives Erfahrungs- wie aber auch ein institutionelles Krisenpotential einhergeht.[61]

‚Krise der Männlichkeit' erscheint mir deshalb mehr, als nur ein nützliches analytisches Konzept zu sein. Indem hierdurch komplexe historische Zusammenhänge sowohl in symbolischer wie auch in ‚materieller' (das heißt in wirtschaftlicher wie aber auch in anthropologischer, geographischer oder klimatischer usw.), in institutioneller wie in handlungsorientierter Hinsicht verknüpft werden können, erscheint es mir auch als historiographische Kategorie für die Geschlechtergeschichte von besonderer Bedeutung, und zwar ganz im Sinne des „re-writing of narratives", zu dem Lynn Hunt aufrief.[62] Statt einer vollständigen Atomisierung von Geschichte, wie sie in den letzten Jahren zu beobachten war, erlaubt das Konzept „Krise(n) der Männlichkeit" ein Ein-Schreiben von Geschlechtergeschichte in allgemeine Narrative, ohne sich diesen vollständig unterzuordnen, sondern sie signifikant zu erweitern und damit entscheidend weiter zu entwickeln.

60 Und ihre strukturellen Wirkungen waren im Übrigen nicht auf eine Re-Souveränisierung der königlichen (Haus-)Vater-Gewalt begrenzt; auch Impulse zu deren Infragestellung, vor allem aus weiblicher Sicht, gingen von ihr aus, namentlich aber von Bodins Kritik an unrechtmäßiger „tyrannischer Einherrschaft" und Sklaverei; vgl. Opitz-Belakhal, Universum, wie Anm. 53, bes. Kap. 3.

61 Dies entspricht in vieler Hinsicht den Forderungen von Vierhaus zur Konzeptualisierung eines geschichtswissenschaftlichen Krisenbegriffs; vgl. Vierhaus, Problem, wie Anm. 23, bes. 320ff.

62 Hunt, Challenge, wie Anm. 16.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).